

Bagassi Koura

aus Burkina Faso



Stipendien-Aufenthalt in Nordrhein-Westfalen

vom 01. Juli bis 30. Oktober 2004

Eindrücke in Deutschland

Von Bagassi Koura

Nordrhein-Westfalen, vom 01. Juli bis 30. Oktober 2004



Inhalt

1. Prolog	328
2. Zur Person	328
3. Der Zustand der Medien in Burkina Faso	329
4. Eine junge, aber nicht gebildete Presse	331
5. Die Entdeckung der anderen Welt	331
6. Wie waren meine ersten Tage in Deutschland?	332
7. Die Angst vor der Polizei	333
8. Das Leben in Europa ist zu kompliziert	335
9. Das Wort „Hallo“ gefällt mir einfach nicht!	336
10. Es ist noch Platz vorhanden in Afrika	337
11. Mein Praktikum bei der Deutschen Welle	338
12. Danksagung	338

1. Prolog

Wie soll man nur ein schönes Deutsch schreiben, wenn man die Sprache gerade erst lernt? Es scheint ziemlich schwer zu sein. Aus diesem Grund möchte ich mich vorab für die Fehler entschuldigen, die auftreten sollten.

Es ist mir auch nicht gerade leicht gefallen, etwas über Deutschland zu schreiben, ein Land, das ich gerade erst kennen lerne und das mich noch überraschen könnte.

Es gibt vieles zu sagen über Deutschland. Ich habe mich dafür entschieden, über einfache Dinge zu berichten, die für manche als natürlich erscheinen. Für mich zeigen sie jedoch die Unterschiede auf, die immer noch zwischen Afrika und Europa herrschen.

Europa gilt als ein Kontinent, wo Solidarität und Menschenwärme zu kurz kommen. In der Gesellschaft dominieren Individualismus und Technik. Die Unterschiede zwischen Deutschland, einem durch und durch demokratischen Land, das technisch voll ausgestattet ist, und Burkina Faso, einem kleinen armen Land unterhalb der Sahara, das die Werte der Demokratie erst noch erlernen muss, sind tief greifend.

Als Journalist haben mich zwei Dinge ganz besonders berührt: Zuerst die Pressefreiheit, die in Deutschland manchmal sehr aggressiv wirkt, und dann die hervorragenden Arbeitsbedingungen. (Ich habe die WDR-Studios in Köln besucht und bei der Deutschen Welle in Bonn ein Praktikum absolviert).

2. Zur Person

Ich, Bagassi Koura, bin am 1. April 1976 in einem kleinen Dorf im entfernten Burkina Faso, geboren. Das Dorf heißt Bagassi, wie ich. Deshalb trage ich auch diesen Vornamen. 1997 machte ich ein literarisches Abitur in Bobo-Dioulasso, der Wirtschaftsmetropole Burkina-Fasos. Anschließend ging ich zur Universität nach Ouagadougou, der Hauptstadt meines Landes, wo ich Journalismus im Fachbereich «Arts et Communication» studierte. Dort habe ich mich im Fach Entwicklungspolitik spezialisiert.

Ab dem Jahr 2000 habe ich in der Niederlassung von Agence France Presse (A.F.P.) in Ouagadougou gearbeitet. 2002 endete diese Zusammenarbeit. Seitdem arbeite ich als Assistent im Reuters TV-Büro in Ouagadougou. Des Weiteren schreibe ich auch für das zweimal im Monat erscheinende Magazin «l'Événement» und arbeite als Freier Mitarbeiter für die TAZ in Berlin und für die «Wiener Zeitung». Seit 2002 bin ich Korrespondent beim Radio für das Panos-Institut, einer Non-Profit-Organisation, die sich mit Presse-Promotion beschäftigt.

3. Der Zustand der Medien in Burkina Faso

Burkina Faso ist ein kleines Land im Zentrum Westafrikas. Mit circa 240.000 km² zählt Burkina Faso etwa zwölf Millionen Einwohner. Die meisten Leute dort sind Analphabeten, deshalb haben Medien ganz wenig Einfluss auf das Leben der Menschen dort. Um die Situation der Medien in Burkina Faso verstehen zu können, muss man etwas über die verschiedenen Ethnien und Sprachen wissen. Neben der offiziellen Amtssprache Französisch gibt es 3 weitere Hauptsprachen und mehrere regionale Sprachen. In Burkina Faso gibt es ca. 60 verschiedene ethnische Gruppen. Den größten Anteil stellen mit über 40% die Mossi. Sie sprechen Mooré. Dann gibt es die Mandé-Gruppen, also Bobo, Soninke und Diula; sie alle sprechen Dioula, eine dem Bambara verwandte Sprache. Einen Anteil von etwa 10% stellen die Fulbe oder auch Peulh genannt, sie sind Viehzüchter und Nomaden, leben im Norden des Landes in der Sahelzone und sprechen Pular oder Fulbe. Eine weitere Gruppe bilden die Dagara und Lobi. Sie leben im Südwesten des Landes an der Grenze zur Elfenbeinküste und Ghana. Sie pflegen eine sehr traditionelle animistische Religion. Ihre Sprachen heißen Dagara und Lobi und haben keine Verwandtschaft mit anderen Sprachgruppen. Dann gibt es noch die Gourmantché, die im Osten von Burkina Faso leben, an der Grenze zu Niger. Sie sind sesshafte Bauern und pflegen animistische Religionen. Ihre Sprache heißt Gourmantchéman. Schließlich gibt es noch etwa 5.000 Europäer, hauptsächlich Franzosen.

Der hohe Anteil an Analphabeten (ca. 80%) und die für das kleine Land große Sprachenvielfalt machen die Schwierigkeiten der Medien in Burkina Faso deutlich.

In Burkina Faso gibt es nur vier Tageszeitungen. Drei sind in Ouagadougou, der Hauptstadt und nur eine (die kleinste) ist außerhalb der Hauptstadt. Daneben gibt es circa zehn verschiedene Wochenblätter. Auch hier erscheinen die meisten davon nur in der Hauptstadt. Thematisch beschäftigen sich die Wochenzeitungen mit allgemeinen Themen, nur einige von ihnen, widmen sich Fachthemen, wie z. B. der Gesundheit. Insgesamt kann man feststellen, dass die Printmedien für die Bevölkerung in Burkina Faso keine sehr große Rolle spielen.

Nach dem Conseil Supérieur de l'Information (C.S.I.), einer Art Aufsichts- und Regulierungsbehörde für Medien, zählt man mehr als 75 Rundfunkanstalten. Zunächst gibt es das seit 1969 bestehende staatliche Radio (Radio Nationale du Burkina). Es sendet landesweit, hauptsächlich in Französisch und in allen wichtigen Landessprachen. Seit Beginn der 70er Jahre entstand mit deutscher Entwicklungshilfe das Radio Rurale du Burkina, um der ländlichen Bevölkerung eine Stimme zu geben. Seit der

Aufhebung des Monopols im Jahre 1989 entstanden zunehmend private Radiostationen. Von den heute etwa 75, sendet die Hälfte in den großen Städten, die andere Hälfte auf dem Land. Während in den Städten die Programmgestaltung hauptsächlich Musik, Werbung, Sport oder Nachrichten grundsätzlich in Französisch umfassen, wird das Programm auf dem Land in den Nationalsprachen gesendet und umfasst die Themenbereiche Agrar, traditionelle Musik und Kultur, Bildung und Aufklärung, sowie die Übermittlung persönlicher Nachrichten innerhalb kleinerer Regionen. Das Radio auf dem Land hat eine wichtige soziale Kommunikationsfunktion: Während in früheren Zeiten abends die Familien den mündlich überlieferten Geschichten der Älteren zuhörten, haben heutzutage die Radiosendungen diese Funktion übernommen.

Seit dem Ende der 70er Jahre gibt es ein staatliches Fernsehen. (Télévision Nationale du Burkina). Zunächst konnte man es nur in der Hauptstadt empfangen. Z. B. in der zweitgrößten Stadt, in Bobo-Dioulasso, wurden die Sendungen einige Tage später ausgestrahlt. Seit 1990 ist Fernsehen live auch dort zu empfangen. 1998, zur afrikanischen Fußballmeisterschaft, die in Burkina Faso stattfand, wurde das Fernsehen landesweit ausgebaut. Heute kann man in allen Landesteilen das Fernsehprogramm empfangen, – vorausgesetzt es gibt Strom, Und das ist auf den Dörfern eher die Ausnahme, als die Regel.

Seit dem Jahr 2000 gibt es vier private, das heißt unabhängige Fernsehsender. Sie senden hauptsächlich internationale Filme, Musik, Werbung und Sport. Ein Fernsehsender sendet ausschließlich religiöse Sendungen.

Die audiovisuellen Medien waren lange Zeit ein Monopol des Staates. Die privaten Rundfunk- und Fernsehanstalten haben sich im letzten Jahrzehnt überhaupt erst etabliert. Zeitungen kamen auf den Markt und kleine lokale private Radiosender schossen wie Pilze aus dem Boden. Die privaten Rundfunkanstalten sind im Allgemeinen eher kleine lokale Anstalten. Zunehmend arbeiten auch Journalistinnen im Medienbereich; auf dem Land gibt es eigene Radiostationen von Frauen für Frauen. Allerdings bleibt der gesamte Mediensektor immer noch männlich dominiert.

Verglichen mit anderen afrikanischen Ländern wird die Pressefreiheit in Burkina Faso toleriert. Doch es gibt Ausnahmen: 1998 fand der bekannteste kritische Journalist des Landes, Norbert Zongo, den Tod. Was war passiert? Norbert Zongo war populär, engagiert und kritisch. 1993 hatte er eine eigene unabhängige Zeitung (l'Indépendant) gegründet. Er schrieb über Politik, prangerte Missstände, wie z. B. die Korruption an, und hatte dadurch viele Schwierigkeiten mit der herrschenden politischen Regierung. 1997 starb der Chauffeur des Bruders des Präsidenten an den Folgen der Folter durch die Leibgarde des Präsidenten. Zongo berichtete ausführlich über den Mord

und ließ sich durch Drohungen durch die Regierung weder davon abhalten noch einschüchtern. Er wollte die Hintergründe aufdecken. 1998 wurde er selber Opfer. Nach Schüssen auf sein Auto brannte der Wagen völlig aus und er und drei weitere Insassen kamen ums Leben. Allgemein steht die Bevölkerung der Presse gleichgültig gegenüber. Aber als Norbert Zongo, der Leiter des Wochenblattes «L'Indépendant» ermordet in seinem Auto aufgefunden wurde, stand die ganze Bevölkerung Kopf. Ein ganzes Jahr lang demonstrierten die Bewohner Burkina Fasos in regelmäßigen Abständen.

Das größte Problem, dem sich die Presse konfrontiert sieht, ist die Armut. Die Medien haben nur geringe Mittel, deshalb arbeiten die Journalisten unter schwierigen Bedingungen und in einem unzureichenden Arbeitsklima.

4. Ein junge aber nicht gebildete Presse

Die meisten Journalisten sind jung. Darüber hinaus gibt es ein Aus- und Bildungsproblem. Durchschnittlich sind die Journalisten 24 Jahre alt. Viele von ihnen haben keine Ausbildung an der Universität genossen. Und die, die an der Universität studiert haben, haben nicht das Fach Journalistik belegt.

Dies erklärt, warum die Qualität der Berichterstattung nicht auf hohem Niveau liegt. Daraus entstehen viele Probleme, z. B. was die journalistische Ethik angeht. Einige Journalisten haben nicht genügend Verantwortungsbewusstsein für ihre Arbeit. Die Recherchen und ermittelten Informationen sind oft unzureichend, oder sie werden nicht sorgfältig genug geprüft oder im schlimmsten Fall werden Fehlinformationen weitergegeben. Dadurch, dass Journalisten sehr wenig verdienen, sind sie anfällig für Korruption und bezahlte Berichterstattung. Man muss aber gestehen, dass diese Probleme sich auf einem Niveau eingependelt haben, das vertretbar ist.

Verglichen mit anderen Ländern ist die Presse in Burkina Faso nicht das Sprachrohr unterschiedlicher politischer Gruppierungen. Die wahren Probleme finden sich in den Wirtschaftsfragen wieder. Die Journalisten haben nur wenig Möglichkeiten der Berichterstattung die Plattform zu geben, die sie bräuchte, weil man ihnen den Weg zu Informationen versperrt. Sie tun ihr Bestes, um die Berichterstattung bestmöglich und wahrheitstreu zu gestalten, aber sie sind limitiert durch die herrschenden Zwänge.

5. Die Entdeckung der andere Welt

Das ist unglaublich! Wenn man das erste Mal nach Europa reist, eröffnen sich einem ganz andere Perspektiven. Es kam mir vor, als ob ich wie ein

Kind lernen müsste zu leben. Alles war zu anders, richtig sonderbar. Die Europäer können sich nicht vorstellen, wie kompliziert und anders das Leben für uns hier ist.

Für mich fing die Odyssee am Pariser Flughafen mit der Rolltreppe an. Ich war nicht allein. Während meiner Reise war ich mit zwei anderen Journalisten aus Burkina Faso unterwegs. Wir hatten große Angst vor der Rolltreppe. Wirklich! Wir hatten das niemals gesehen, da es so etwas bei uns nicht gibt. Wir dachten, wir könnten vielleicht ein anderes Beförderungsmittel benutzen als dieses Unding. Aber es ging nicht. Es gab keines. Ganz vorsichtig näherten wir uns an. Schließlich trauten wir uns, aber es war ein komisches Gefühl.

Am Anfang versteht man auch nicht, warum die Leute es so eilig haben. Wo wollen sie denn alle so schnell hin? Warum beeilen sie sich so? Für mich war das sehr komisch, weil es in Afrika höchst selten passiert, dass eine große Schar von Menschen sich so schnell irgendwo hinbewegt. Dieses gibt es nur, wenn ein Notfall eintritt. Die älteren Leute laufen sowieso nicht so schnell. Das gilt als unhöflich. Der Respekt vor dem Alter verbietet es. In Deutschland ist das Bild ganz anders. Wie Ameisen rennen sie vor sich hin, als ob sie etwas Wichtiges verpassen würden, wenn sie sich nicht beeilen.

Nach einigen Tagen verstand ich, warum alle so hetzen: Sie leben ganz nach dem Rhythmus der Städte in denen sie arbeiten und leben. Dieser Rhythmus der Städte färbt nicht nur auf die Arbeitswelt, sondern auch auf die Kommunikationssysteme ab, die auch von Schnelligkeit und Schnelllebigkeit geprägt sind. Man sagt ja nicht umsonst: «Zeit ist Geld, und wir haben nur wenig Zeit».

6. Wie waren meine ersten Tag in Deutschland?

Am 3. Juli 2004 kam ich in Deutschland an. Das Air-France-Flugzeug von Ouagadougou über Paris landete um 11 Uhr in Düsseldorf. Die ersten Gedanken die mir durch den Kopf gingen, drehten sich um meine Neugier. Ich wollte wissen, wie die Europäer denn nun sind. Wie benehmen, denken und leben weiße Menschen in Europa?

Am Nachmittag ging ich durch das Viertel im Zentrum Düsseldorfs, wo sich meine neue Wohnung befand. Auf der Straße sah ich die Menschen. Alle waren weiß. Sie liefen sehr schnell. Jeder beeilte sich. Ich war allein. Es war vielleicht dumm, aber ich fragte mich: „Warum sind alle Leute weiß?“. Plötzlich bekam ich es mit der Angst zu tun. Alle um mich waren fremd und ich zitterte am ganzen Körper. Ich hatte Angst davor, der einzige schwarze Mann zu sein inmitten dieser Menge weißer Düsseldorfer. In

Afrika beherrschen immer noch die Bilder des Rassismus die Gedanken der Bewohner. Ich stellte mir die Frage, warum ich denn überhaupt Angst hatte? Eigentlich weiß ich das bis heute noch nicht.

Das war auch das erste Mal, dass ich sah, dass wenn die Sonne untergeht, die Menschen sich in ihre Häuser zurückziehen, obwohl es noch gar nicht dunkel war. Dafür schlafen sie sogar wenn die Sonne morgens aufgeht. Mein ganzes Leben lang habe ich gelernt aufzustehen, wenn die Sonne aufgeht und schlafen zu gehen, wenn die Sonne untergeht. Für mich war das normal. Jetzt fühlte ich mich nicht wie eine normale Person. Darüber hinaus ist das Wetter hier ganz anders als in Burkina Faso.

7. Die Angst vor der Polizei

Als ich nach Deutschland kam, hatte ich große Angst vor der Polizei. Ich hatte vor allen Dingen Angst davor, jeden Tag kontrolliert zu werden. Dieses Bild hatte ich im Kopf: Ich hatte viele Berichte im Fernsehen gesehen, in denen Schwarzafrikaner aus Europa ausgewiesen wurden. Ich hatte Angst, dass mich dasselbe Schicksal ereilen könnte.

Man hatte mir gesagt, dass die Polizeikontrollen in regelmäßigen Abständen stattfinden würden und dass Afrikaner die am häufigsten kontrollierten Personen wären. Von dem Zeitpunkt an, als ich wusste, dass ich nach Europa kommen würde, verfolgte mich dieser Gedanke. Ich dachte an tägliche Kontrollen und an ungerechte Behandlung. Als ich so vor mich hin dachte, jeden Tag und immer kontrolliert zu werden, kam es dann auch dazu. Den Anfang machten die Beamten in Paris am Flughafen Charles De Gaulle. Gerade nachdem ich aus der Maschine ausgestiegen war, gab es eine Kontrolle des Immigrantbüros. Obwohl über 200 Passagiere die Maschine verließen, wurde ich als Einziger von der Polizei angehalten und kontrolliert. Vielleicht Pech, aber trotzdem bewahrheitete sich meine Angst.

„Junger Mann, könnten Sie bitte dort warten, es handelt sich nur um eine Routinekontrolle“. Ich stand dort und wartete. Mir war es peinlich, dass alle mich anstarrten. Irgendwie kam ich damit nicht zurecht. Jeder guckte mich an, als ob ich ein Verbrecher wäre. Als alle ausgestiegen waren, sagten die Polizisten zu mir, ich möge ihnen bitte folgen. Ich erfuhr erst dann, dass es anscheinend Unstimmigkeiten mit meinem Visum gab, weil sich in meinem Pass handschriftliche Eintragungen befanden. Nachdem ich fünf Minuten gewartet hatte, gaben sie mir meinen Pass netterweise zurück. Mir fielen Meilensteine vom Herzen. Da ich durch den Vorgang Verspätung hatte, musste ich zum Kontrollpunkt laufen, wo die Reisepässe nochmals unter die Lupe genommen wurden. Dort fing das Procedere wieder von vorne an.

Zwei Polizisten saßen hinter der Scheibe und befragten mich: „Wohin reisen Sie?“ Ich: „Nach Düsseldorf“. „Was wollen Sie dort denn so machen?“ „Ich werde dort deutsch lernen und ein Praktikum in der Journalismusbranche absolvieren“. „Und wie lange werden Sie dort bleiben?“ „Vier Monate“. „Und dann werden Sie dort bleiben?“

Diese letzte Frage raubte mir meine letzten Nerven: Ich hatte das Gefühl, dass man sich über mich lustig machte. Ich war ziemlich wütend.

Eine ganze Weile lang begleiteten mich diese Gedanken. Alles das bestätigte nur die Vorurteile, die ich von der Polizei hatte. Aber als ich in Deutschland ankam, bemerkte ich, dass das alles nur falsche Vorstellungen waren und dass alles dort ziemlich anders ist, als ich es mir vorgestellt hatte. Keiner hat mir je wieder irgendeine Frage gestellt. Jetzt erst fühlte ich mich frei.

Später sprach ich mit Polizisten. Nach dem Unterricht (Deutschkurs beim Goethe-Institut in Düsseldorf) war ich am Rhein spazieren gegangen. Dort traf ich drei Kinder, circa 8 Jahre alt. Ich dachte, dass sie dort spielten. Aber nein. „Hallo, haben Sie ein Handy dabei?“, fragten mich die drei Kinder. „Ja, ich habe ein Handy“, antwortete ich. „Können Sie die Polizei anrufen?“ „Nein, ich habe kein Guthaben mehr auf meinem Handy“, sagte ich, weil ich noch jemanden anrufen wollte. „Kein Problem, wir können anrufen, das ist kostenlos.“

Dann haben sie mich um mein Handy gebeten, um die Polizei anzurufen, weil ihnen ihre Schlüssel angeblich in ein Loch gefallen waren. Ich dachte mir ja schon, dass da etwas faul war, denn nur für ein paar verloren gegangene Schlüssel ruft man doch nicht die Polizei an. Aber als die Polizisten (sie waren zu zweit im Auto) ankamen, waren die Kinder verschwunden. Sie waren auf einmal weg. Ich bekam wirklich Angst, weil die Kinder ja mein Handy benutzt hatten. Vielleicht konnte die Polizei mich ja anrufen und mich fragen, warum ich sie angerufen hatte.

Die Polizisten drehten eine Runde mit ihrem Auto, um nach den Kindern zu suchen. Ich war immer noch da, am Rhein. Ich wollte nicht weg. Endlich sprach ich mit den Polizisten. Und ich fragte: «Entschuldigung! Suchen Sie die Kinder?» „Ja, genau“, haben sie geantwortet. Dann habe ich erklärt, dass die Kinder schon weggegangen seien und dass sie mein Handy benutzt hätten. Die Polizisten drehten weiter ihre Runde. Fünf Minuten später haben sie die Kinder gefunden. Und gemeinsam haben sie die Schlüssel gesucht und gefunden. Endlich habe ich mich entspannt.

Warum können Kinder die Polizei anrufen und sie kommen? Warum nur für ein paar Schlüssel die Polizei anrufen? In Afrika ist das undenkbar. Allgemein hat die Polizei nicht genug Autos. Oder wenn sie eines hat, muss man das Benzin bezahlen, bevor sie kommt.

Hier in Deutschland ist die Polizei eine wirkliche Sicherheitsinstanz. Sie kann der Bevölkerung in jeglicher Lage helfen, weil ihnen genug Mittel zu Verfügung stehen. Und wenn es sich auch nur um ein paar verlorene Schlüssel handelt.

8. „Das Leben in Europa ist kompliziert“ ...

An diesen Satz musste ich denken, als wir in der Kantine des Landtages saßen. Ich kann mich genau daran erinnern, weil ich an diesem Tag Probleme mit meinem Kaffee hatte. Genauer gesagt, ich hatte den kleinen runden Keks, der neben meiner Espressotasse lag, für ein Stück Zucker gehalten und ihn in den Kaffee getan, was den Espresso nicht eben appetitlicher machte. Als Satz der Verzweiflung kam mir dann dieser Satz über die Lippen. Wir mussten alle lachen, aber ich meinte es wirklich ernst. Der tägliche Gebrauch von irgendeiner Maschine brachte mich zum Wahnsinn. Wo war denn nur die Handarbeit geblieben? Alle Bewegungen, so leicht sie auch zu sein schienen, wie essen, trinken oder rauchen, können nicht durchgeführt werden, wenn man sich nicht vorab mit einer Maschine auseinandersetzt. Und für mich war es noch schwerer, weil ich ja zuvor fast nichts mit solchen Maschinen zu tun hatte.

Eine kleine Geschichte wird es veranschaulichen. Es gab Automaten in der Eingangshalle des Goethe-Instituts in Düsseldorf, wo ich einen Deutschkurs besuchte. Es war das erste Mal, dass ich eine solche Maschine sah. Ich beobachtete sie ganz genau, um zu wissen wie sie funktionierte. Nach einer gewissen Zeit war ich froh, dass ich das System verstand. Eines Tages lud mich eine Kommilitonin aus dem Kurs ein, mit ihr essen zu gehen. Sie gab ihre Bestellung auf und ich schlug ihr vor, die Getränke am Automaten zu ziehen. Ich ging also zu den Maschinen hin, warf die Münzen ein und drückte den Knopf meiner Wahl. Ich dachte, es kämen Cola-Flaschen heraus, wie im Goethe-Institut. Aber plötzlich sah ich, wie die Flüssigkeit anfangen sich zu verbreiten. Ich verstand nicht, was geschehen war. Ich stand da wie ein Ochse, einfach wie gelähmt. Ich war nicht nur durcheinander, sondern schämte mich. Nur gut, dass es wohl keinem aufgefallen ist. Letztendlich fasste ich mir ein Herz und fragte jemanden, der mir sagte, dass man vorher Gläser unterstellen sollte.

Alle diese Automaten sollten eigentlich den Menschen das Leben erleichtern. Aber eigentlich hindern sie die Menschen daran, miteinander zu kommunizieren. In Afrika, wo menschliche Wärme sehr wichtig ist, ist es undenkbar, etwas zu kaufen, ohne mit dem Verkäufer zu sprechen. Auch wenn man nur irgendetwas am Automaten kaufen würde. Denn letztendlich

wird der Preis verhandelt, gehandelt. Das gehört einfach dazu und so wird unser Leben nie langweilig. Hier haben leider kluge Köpfe einfach Automaten aufgestellt und so halten sie die Menschen voneinander fern.

9. Das Wort „Hallo!“ gefällt mir einfach nicht!

Seien wir mal ehrlich: Wenn Leute sich auf der Straße begegnen, begrüßen sie sich, aber eigentlich bedeutet es nichts. Ich finde es komisch, dass die Menschen in Deutschland glauben, dass ein flüchtiges „Hallo“ reichen würde, um sich zu begrüßen. Man sagt „Hallo“ zu einem Unbekannten, zu Kollegen, zu Freunden. Was bedeutet es denn überhaupt, wenn man alle auf dieselbe Stufe stellt?

Als ich ankam, kam ich mir in den ersten Tagen fehl am Platz vor. Richtig verängstigt. Alle mochten mich komisch finden, weil ich es mir nicht verkneifen konnte, die Leute zu grüßen und ihnen die Hand zu drücken, obwohl es sie nicht besonders zu berühren schien, wenn man so etwas machte. Sie erwarteten einfach nicht, dass man so freundlich zu ihnen sein wollte. Ich hatte den Eindruck, sie nähmen mich einfach nicht für voll. Trübsal verbreitete sich in meinem Herzen, Verärgerung mischte sich dazu. Es schien mir so, als ob sie mich mit Verachtung ansahen.

Während des Sprachkurses am Goethe-Institut spitzte sich die Situation zu. Sie wurde fast unerträglich. In den ersten Wochen hielt ich meine Hand immer fein hin, um die Leute zu begrüßen. Aber die Studenten dort sagten nur ein einfaches „Hallo“ zu mir. Sogar später, als ich mich mit einigen angefreundet hatte und wir essen gingen, änderte sich ihr Verhalten nicht. Ich fand das richtig schrecklich.

Am Anfang versuchte ich noch eine Erklärung dafür zu finden, ich dachte einfach, ich würde ihnen einfach nichts bedeuten. Später verstand ich, dass es hier einfach normal war sich so zu verhalten. Sogar meine Nachbarn, ob in Düsseldorf oder Bonn, begnügen sich damit, ein knappes „Hallo“ zu sagen. Nach und nach passte ich mich an, und sagte auch nur noch kurz und knapp „Hallo“.

In Afrika gibt es ein Sprichwort: „Wenn Du ein anderes Dorf besuchst, und alle dort auf dem Kopf gehen, musst Du auch lernen auf dem Kopf zu gehen.“ Trotz allem gefällt mir diese Art und Weise „Guten Tag“ zu sagen immer noch nicht.

10. Es ist noch Platz vorhanden in Afrika

Ohne Zweifel ist Deutschland ein reiches Land. Ich dachte mir, die Deutschen würden sich wohl fühlen in ihrem Land und froh darüber sein, diese Vorteile nutzen zu können. Aber im Gegenteil, wenn man z. B. fernsieht, Diskussionsrunden, Talkshows oder ähnliches, kann man den Eindruck bekommen, es wird nur gemault und gemeckert. Den ganzen Tag. Kaum eine Sendung, in der nicht irgendjemand schlechte Laune oder Unzufriedenheit verbreitet. Sogar auf der Straße, in den Verkehrsmitteln oder beim Einkaufen. Sind die Deutschen ein Volk von Meckerern? Obwohl ich wirklich versuchte, mich in ihre Lage zu versetzen, um sie besser zu verstehen, kapiere ich es immer noch nicht. Ich habe das Gefühl, dass die Menschen hierzulande die Unzufriedensten sind auf der ganzen Welt.

Es ist schon wahr, dass viele der aktuellen Reformen (z. B. Hartz IV) das Leben der Menschen grundsätzlich verändert. Aber es kommt mir vor, als ob die Deutschen ein klein bisschen dick auftragen. Alles scheint ihnen hier schlecht, und besonders wütend sind die Ostdeutschen, denen es ja noch schlechter geht.

Ich sprach mit einigen Deutschen am Rande einer Demonstration gegen Hartz IV, ich wollte, dass sie mir die Texte auf den Flugblättern näher erklären, weil ich nicht sicher war, ob ich alles richtig verstanden hatte. Sie wollten mir klar machen, dass sie für sich persönlich keine Zukunft mehr in Deutschland sehen: dass die neue Reform Angst und Schrecken verbreiten würde. Sie meinten sogar, dass Deutschland auf der Kippe stünde. Ich weiß nicht viel darüber, konnte mir aber kaum vorstellen, dass es so schlimm stand.

Mein Dozent am Institut hat auch während des Unterrichts gerne damit angefangen zu sagen, wie schlecht es denn Deutschland gehe. Die Deutschen haben doch Glück in einem der reichsten Länder Europas zu leben. Sind sie nicht etwas zu pessimistisch?

Es ist schwer zu verstehen. Was sollen denn die Afrikaner sagen? Dort gibt es keine Sozialversicherung, trotzdem lächeln die Leute auf der Straße und hoffen auf ein besseres Morgen. Wenn die Leute hier daran denken, dass alles schlecht ist, sollen sie mal nach Afrika kommen: „Wenn ein Frosch sein ganzes Leben lang in einem Fluss lebt, kann er nicht zur Erkenntnis gelangen, dass es auch warmes Wasser gibt“, besagt ein afrikanisches Sprichwort.

11. Mein Praktikum bei der Deutschen Welle

Die zwei Monate, die ich in Bonn verbracht habe, entpuppten sich als ein echtes Sprungbrett für mich. Die Arbeitsverhältnisse waren einfach traumhaft. Nicht zu vergleichen mit den Arbeitsbedingungen, die man in Afrika vorfindet. Es machte mir sehr viel Spaß in der französischen Redaktion, Sektion Afrika, zu arbeiten.

Was ich etwas schade fand, war, dass viele Interviews über das Telefon geführt werden und nicht persönlich. Die zwischenmenschliche Ebene fehlte. Aber ich stellte auch fest, dass es nicht leicht war, während der Interviews den Gesprächspartner so an die Themen heranzuführen und ihn die Sachen sagen zu lassen, die ich ihn sagen lassen wollte. Dass ich hier in Deutschland saß und für ein deutsches Unternehmen arbeitete, machte es mir aber leichter. Wenn man aber in Afrika ist, wäre es viel schwieriger gewesen mit den Leuten zu sprechen, die ich hier am Mikrofon hatte.

Im Großen und Ganzen war ich von meinem Praktikum begeistert, da die Leute dort sehr nett waren.

12. Danksagung

Ich weiß, dass Worte nicht ausreichen, um das auszudrücken, was ich zu sagen habe. Ich bedanke mich bei den Mitarbeitern der Heinz-Kühn-Stiftung. Ohne das Stipendium hätte ich nie die deutsche Landschaft zu Gesicht bekommen, etwas von der Sprache gelernt, und wäre nie der deutschen Kultur begegnet. Vier Monate lang war ich hierzulande ein Gast.

Ich möchte mich namentlich bei Frau Ute Maria Kilian bedanken, die mir in allen Lebenslagen stets zur Seite stand. Einen außerordentlichen Dank auch an Anselme Guezodje für seine Hilfsbereitschaft.

Den letzten Dank sende ich an meine Kollegen bei der Deutschen Welle, wo ich unvergessliche Momente verbracht habe.